

# Neue Markierungen und alte Fahrwasser

## Geschichte in Riga

An der Mündung der Daugava/Düna in die Ostsee ist eine Fahrwassermarkierung aufgerichtet, die der Schifffahrt den Weg zum Hafen der Stadt Riga weist. Dieses Leuchtfeuer ist über einen Damm zu erreichen. Auf seiner metallenen Säule, die oben die Lichtanlage trägt, steht – neben den üblichen Namensinschriften und Datumskritzeln, die schon in Pompeji Zeugnis davon ablegten, wer, wann und gegebenenfalls zusammen mit wem schon an diesem Ort gewesen sei – in einfachen, eingekratzten Lettern „Stupid place but I love it“. Diese Inschrift soll der Ausgangspunkt für die Schilderung meiner Erfahrungen aus zwei Jahren Tätigkeit als Lektor für Geschichte an der Historischen Fakultät der Universität Lettlands und an der Kulturakademie Lettlands sein.

Das Molenfeuer verweist auf die Ostsee, ohne die die Geschichte dieses Landstrichs nicht gedacht werden kann. Die Sprache der Einritzung selbst deutet auf eine sprachliche, politische und historische Neuorientierung – es steht dort nicht Lettisch oder Russisch sondern Englisch. Das Meer, das an dieser Stelle an Steine klatscht, ist die große Konstante. Gleichzeitig verbindet die Mündung des größten Flusses des Baltikums das Meer mit dem Inneren des Landes. Die Daugava entwässert weit entfernt liegende Bereiche, ihr Wasser stammt zu einem großen Teil aus dem Osten des Landes und aus Weißrussland. Der Blick schweift weit in den Westen und erahnt hinter dem Horizont Estland und Schweden, weiter im Süden Polen und Deutschland. Alle Regionen Lettlands waren schon immer mit der Daugava verbunden, sie war Grenze, Verkehrsweg und mit Festungen gesicherter Zugang ins Innere, kurz oberhalb ihrer Mündung entstand 1201 Riga.

Das Kraftfeld, in dem sich die Geschicke Lettlands entwickelt haben, war damit historisch-geographisch in ein Fluss- und Meeressystem gezeichnet. Geschichte als Wissenschaft sollte versuchen, die Beziehungen in diesem Kraftfeld durch die Jahrhunderte und Jahrtausende nachzuzeichnen. Ihre Aufgabe sollte sein, ein Koordinatensystem zu schaffen, das mit unterschiedlich zu setzenden Variablen das historische Geschehen und die Entwicklungen in der Zeit beschreiben kann.

Als Werkzeug der Historikerin/des Historikers ist die Kenntnis der Sprachen der historischen Quellen unabdingbar. Sie ist die Voraussetzung dafür, überhaupt Geschichtsforschung betreiben zu können. Die Ritter und Kaufleute der Hansezeit, die ab 1190 die Daugava hinaufsegelten, sprachen Niederdeutsch, die Geistlichen Latein, die einheimischen Bevölkerungen Livisch, eine finno-ugrische Sprache, und Lettisch, das zur indoeuropäischen Sprachfamilie gehört. Seit dem Mittelalter wurden Deutsch, Polnisch, Schwedisch und Russisch die dominierenden Sprachen. Ohne Grundkenntnisse zumindest einiger dieser Sprachen, ohne eine im Ansatz vorhandene Quellenlektürefähigkeit ist es nicht möglich, die

Geschichte des Landes in ihrer Vollständigkeit zu studieren. Das Graffiti an der Flussmündung weist auf ein Dilemma hin, das ich selbst in fast jedem Seminar erlebt habe: Die Sprachkenntnisse der Studierenden entsprachen nicht den historischen Sprachschwerpunkten der Region. Neben Lettisch stand Russisch, das von einigen Studierenden als Muttersprache gesprochen wurde. An zweiter Stelle folgte dann sofort und mit zunehmender Popularität Englisch, weit abgeschlagen folgte Deutsch. Latein und Französisch waren Ausnahmen, Polnisch exotisch, Schwedisch eine Besonderheit. Eine Geschichtsstudentin, die die Sprache des Nachbarlandes Estland oder sogar das dem Estnischen verwandte Livisch hätte verstehen können, ist mir in Riga nicht begegnet. Durch den Sprachennebel hindurch erscheint den Studierenden das helle Licht des Englischen die praktikabelste Orientierung zu sein. Dieses Denken aufzubrechen und das Bewusstsein für die Bedeutung von Sprachen für die historische Arbeit klar zu machen, musste immer wieder neu verdeutlicht und neu gerechtfertigt werden.

Von der Sprache ausgehend soll der Blick zu ihrem geronnenen Zustand als Literatur und in dieser Form als Grundbestandteil der Geisteswissenschaften fallen: Da die Seminarbibliothek der Rigenser Historischen Fakultät den eindeutigen Schwerpunkt auf englischsprachige Literatur zu Internationalen Beziehungen der Nachkriegszeit legte, musste es schwer sein, ein Bewusstsein für andere Sprachen zu erzeugen. Warum sich mit Deutsch oder Latein quälen, wenn diese Kenntnisse für das normale Studium nicht notwendig waren?

Das Herzstück jeder philosophischen Fakultät, die ich in Kiel, in Göttingen, in Berlin und in Finnland kennen gelernt habe, war immer und überall die Bibliothek. In ihr standen die Quellen und Monographien neben den wichtigen lexikalischen Hilfsmitteln. Sie war zu einem großen Teil der Mittelpunkt studentischer Arbeits- und Sozialbeziehungen, in ihr fand sich der ruhige Mittagsschlaf zwischen Examensvorbereitungen umrahmt von Wissen, das in den Regalwänden zur freien Verfügung stand. In ihr pulsierten die Gedanken beim Übersetzen einer mittelalterlichen Quelle, flogen die Ideen von einem Buch zum anderen, ergab sich Wissenschaft im systematischen Suchen und in Zufallsfunden. Die Seminarbibliothek der Fakultät in Riga hatte diesen Namen jedoch nicht wirklich verdient, ebenso wenig wie die Bibliothek der Kulturakademie Lettlands. Erstere bestand aus zwei Räumen, in denen die kleinen Bestände an historischer Literatur zwischen politologischen Büchern noch unbedeutender aussahen als sie es auch ohne die Umzingelung von Büchern zur NATO und zur EU ohnehin schon getan hätten, die zweite sollte eher den Namen „Kellerverlies“ tragen.

Handapparat und Seminarordner waren in meinem Studium die zwei Achsen jeden historischen Seminars. Durch die in ihnen vorhandene Literatur war den Seminarteilnehmerinnen und -teilnehmern eine intensive Bearbeitung des Semesterthemas möglich, konnten neue Wege und neue Felder entdeckt werden. Mit ihnen war schließlich eine Diskussion über einen längeren Zeitraum hinweg gegeben, durch die sich alle Seminarteilnehmerinnen mit dem Wissenszuwachs

der Gruppe identifizierten. Diese Einrichtung fehlte zu meiner Überraschung in Riga völlig. Literatur zu einem Forschungsgebiet systematisch zusammenzutragen und zusammenzustellen, war selten zu beobachten, ein Handapparat anscheinend unbekannt. Viel öfter gab es hingegen Erlebnisse wie die folgenden: Ein junger Student kam in die Sprechstunde und fragte, wo es Literatur zu Dresden geben könnte. Nach etlichen Nachfragen, woher denn sein Interesse an Dresden stamme und ob er zumindest schon in ein Lexikon geguckt hätte, ergab sich, dass es wohl irgendwie um den Zweiten Weltkrieg gehen sollte. Die Unsicherheit, selbständig zu einem Thema zu bibliographieren und sich zu informieren, war ihm noch bei der Verabschiedung anzusehen. Ein zweites Beispiel stammt aus einer ähnlichen Situation – konfrontiert mit der Frage, wo es denn Material zu den Beziehungen zwischen der Bundesrepublik Deutschland und Lateinamerika nach dem Zweiten Weltkrieg geben könnte, konnte ich dem jungen Studenten nur antworten, dass er dazu in Lettland wohl nicht die notwendige Literatur finden werde. Die Gestaltung und Formulierung von Seminararbeitsthemen, die jeweils als eine große „Jahresarbeit“ von den Studierenden verfasst wurden, ist mir ein Rätsel geblieben; ebenso blieb rätselhaft, woher die Literatur und woher vor allem die Quellen zu vielen Hausarbeitsthemen stammen sollten.

Weiterhin hat mich der Umgang mit Büchern als Wissens- und Materialwert überrascht. Wohl kannte ich auch aus deutschen Bibliotheken einen rauen Umgang mit der Literatur, aber die hiesige Darbietung der Buchbestände, die in den Regalen durcheinander lagen, verleidete anscheinend nicht nur mir eine leidenschaftliche Suche und eine Begeisterung für die Arbeit in der Bibliothek. Das, was in den Seminarbibliotheken an Universität und Kulturakademie im Argentinien lag, musste bei den Studierenden fast zwangsläufig zu einer Geringschätzung der Bibliotheken und der systematischen Arbeit mit Literatur führen.



Seminarbibliothek der Historischen Fakultät in Riga.  
Foto: Helge Hellberg

Akademische Arbeit lebt von der Diskussion, von der Auseinandersetzung mit den eigenen Ideen und den Ideen anderer. Damit dieses funktioniert ist eine überschaubare Gruppengröße, ein grundsätzliches Interesse der Beteiligten und nicht zu letzt ein als Seminarort zu verwendender Raum von Wichtigkeit. Mit

diesem Raum begann in Riga oft schon das Problem – es gab fast keine Räume, in denen die Tische und Stühle in einer Form aufgestellt waren, die es den Kurs-Teilnehmern ermöglichte, sich gegenseitig anzuschauen und miteinander zu diskutieren. Ein Raum, der eine Tischaufstellung im Viereck oder in U-Form zuließ, war die Ausnahme. Meine anfängliche Begeisterung über eine Lieferung neuer Möbel wurde schnell zur Verwunderung, waren doch – wie sich nach dem Aufstellen zeigte – klassische „Bänke“ installiert worden. Jeweils zwei Sitzplätze einer Bank waren fest mit einer davor installierten Arbeitsplatte verschraubt. Ebenso fest platziert wie das Sitzen waren dann auch oftmals die Gedanken in diesem Raum.

In meinen Kursen habe ich rein lettische Studierendengruppen unterrichtet, aber auch Kurse gegeben, in denen lettische Kommilitoninnen und Kommilitonen gemeinsam mit deutschen und finnischen Studierenden gearbeitet haben. Diese internationalen Seminare waren im Rückblick die Höhepunkte der Semesterarbeit: Die Letten ließen sich von der offensiven Diskussionsbereitschaft der ausländischen Studierenden anstecken. Für diese wiederum waren die Seminare die einzige Möglichkeit, im Rahmen einer Universitätsveranstaltung mit gleichaltrigen Studierenden zu diskutieren. Dass dabei die deutsche Sprache Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus verschiedenen europäischen Ländern verbinden konnte, war eine gute Motivation für alle Beteiligten. Dort wo es zudem gelang, das in Studienjahren aufgebaute lettische Studiensystem aufzubrechen und Studierende aus unterschiedlichen Studienjahren zusammenzubringen, passierte am sichersten etwas, was sich als gelungene Seminargestaltung mit neuen Ideen und kontroversen Diskussionsansätzen beschreiben ließe.

Von 2002 bis 2004 ist es gelungen, mehr als 20 Geschichtsstudentinnen und -studenten der Lettischen Universität und der Kulturakademie zu einem Studienaufenthalt in Deutschland zu motivieren. Die Zeitdauer der Aufenthalte reichte dabei von einigen Exkursionstagen über Wochen für die Sommerkurse des DAAD bis zu einem kompletten Semester oder Studienjahr in Deutschland. In der jüngeren Studierendengeneration war das Bewusstsein für die Möglichkeiten, die die Integration in die EU bereits jetzt mit sich gebracht hat, wesentlich ausgeprägter als bei den älteren Studienjahrgängen. Auch ihre Bereitschaft, für eine Zeit im Ausland zu studieren, habe ich als größer erlebt. Eine Integration in die neuen europäischen Wirklichkeiten machte ein Umdenken auf breiter Basis erforderlich. Breiter als der Betrieb an der Universität ist der Geschichtsunterricht an den Schulen. Auch dieser hat innerhalb des letzten Jahrzehnts mehrere Umstellungen erfahren, die Probleme der Reformen waren im Schulsystem ähnlich denen an den Hochschulen. Es fehlte an Lehrbüchern, die auf neuem Stand historische Themen darstellten. Auch gab es bei der Gestaltung des Geschichtsunterrichts die Auseinandersetzung darüber, ob das Fach Geschichte in die zwei Unterdisziplinen „Weltgeschichte“ und „Geschichte Lettlands“ aufzuteilen sei.<sup>1</sup> Eben diese

Aufteilung fand sich an der Universität. Während in Deutschland in erster Linie eine Ausrichtung auf die jeweilige historische Forschungsrichtung zu finden ist, Lehrstühle also mit einem Zusatz wie „Wirtschafts- und Sozialgeschichte“ und „Kulturgeschichte“ benannt werden, gab es an der Historischen Fakultät in Riga einen „Lehrstuhl für Lettische Geschichte“, einen für „die Neuere und Neueste Geschichte Westeuropas und Nordamerikas“, daneben einen Lehrstuhl, der Mittelalter und Antike zusammenfasste, außerdem existierte an der Fakultät eine Professur für die Frühe Neuzeit. Der Versuch die „Lettische Geschichte“ mit der auch an deutschen Fakultäten und Fachbereichen existierenden „Landesgeschichte“ zu vergleichen, die in erster Linie die Geschichte des jeweiligen Bundeslandes untersucht, war nicht erfolgreich. So wie für den Schulunterricht geplant worden war, die Geschichte Lettlands neben die „Weltgeschichte“ zu stellen, stand auch an der Lettischen Universität die Geschichte Lettlands neben den anderen Fachbereichen. Für die Schulen hat sich das lettische Kultusministerium für eine Verbindung beider „Geschichten“ in einem Unterrichtsfach entschieden. An der Universität schienen demgegenüber die Gräben zwischen den einzelnen Geschichtsbereichen weiterhin sehr tief zu sein. Eine Ausrichtung auf Sozialgeschichte oder Kulturgeschichte gab es nicht, statt dessen wurde Geschichte in erster Linie als Politikgeschichte verstanden und interpretiert. Das zu untersuchende historische Kraftfeld wurde durch Daten und Fakten abgesteckt, die in den jeweiligen Epochen durch Politiker und Diplomatie geschaffen worden waren.

Der Studienschwerpunkt „Internationale Beziehungen“, als Fach- und Spezialisierungsgebiet der Neuzeit bei den Studierenden außerordentlich beliebt, betrieb als Schwerpunkt politische Geschichte des 20. Jahrhunderts. Themen wie Geschlechtergeschichte, Mentalitätsgeschichte und Kulturgeschichte mussten dabei fast zwangsläufig außen vor bleiben. Aus diesem eng abgesteckten Feld herauszukommen und sich neue Beziehungsfelder zu erschließen, war eine wichtige Türöffnung. Da es aber an Quelleneditionen für Lettland mangelte und die teilweise fehlenden Sprachkenntnisse der Studierenden das Verstehen von Originalquellen erschwerten, war das Ausbrechen aus bestehenden Mustern mühevoll. Andererseits waren das theoretische Wissen der Studierenden über die Hauptströmungen der Geschichtswissenschaft und ihre methodischen Ansätze durchaus überraschend. Mit der Anwendung dieser Kenntnisse aber verhielt es sich wie mit dem Besucher/der Besucherin eines Museums mit einer Vitrinenausstellung. Die Studentinnen und Studenten – wohl wissend das es in der Abschlussprüfung gelten würde, so viel von dem in Vorlesungen ausgestellten Wissen zu rekapitulieren wie möglich – nahmen alle Theorien quasi im Vorbeigehen auf. Doch da eine Erfahrung im Transfer des so gewonnen Wissens völlig fehlte, kam ihnen die Frage nach der Nutzbarmachung des Erlernten gar nicht in den Sinn. „Es ist erstaunlich“, meinte ein deutscher Philosophieprofessor an der Kulturakademie, „unsere Studierenden haben die Einstellung: ‚Kant liest

man nicht, Kant kennt man!“). Den ganzen Kant oberflächlich zu kennen, anstatt sich mit einer seiner Schriften eingehender befasst zu haben, war eine typische Prüfungsforderung. Analogien gab es in der Geschichte: Hier ging es um Wissen aus drei Jahrtausenden Weltgeschichte anstatt um die Fähigkeit, eine frühneuzeitliche Quelle transkribieren, übersetzen und interpretieren zu können.

Doch trotz aller Defizite fällt der Blick auch auf die Chancen, die sich bieten: Es gibt weite Felder, die noch völlig unerforscht sind. Wenn es gleichwohl noch viel Arbeit ist, für Veränderungen zu sorgen, so deuteten viele Zeichen auf die Bereitschaft zu einem Paradigmenwechsel hin. Nach der historischen Nabelschau der



Arbeit mit Studentinnen im Zentrum für deutsche Sprache, Geschichte und Kultur an der Universität Lettlands. In der Bildmitte der Autor. Foto: Janis Keruss

90er Jahre mit ihrer Konzentration auf lettische Themen kann jetzt die Bereitschaft der Studierenden wachsen, sich an neuere Methoden heranzuwagen. Ein neues Thema könnte die Geschichte der Daugava sein, mit der, um das oben gezeichnete Bild weiter zu entwickeln, zwangsläufig über die Epochen- und Landesgrenzen hinweg geschaut werden müsste. Für ein so neues Thema wie Umweltgeschichte bietet sich der Fluss geradezu idealtypisch an.

Im April 2004 hing in Riga ein tennisfeldgroßes Plakat, das gegen den Bau eines Zellulosewerks an der Daugava protestierte. Die Aufschrift setzte den Bau eines solchen Werks und die Einleitung seiner Abwässer sehr eindrücklich mit dem biologischen Tod des Flusses gleich. Der Ort des Protests war nicht weniger eindrücklich, denn in ihm überschneidet sich auf bezeichnende und mehrschichtige Weise Vergangenheit und Gegenwart des Landes: Die schwarze Fischgräte auf weißer Leinwand mit drohender lettischer Aufschrift mahnte von der Fassade des

Okkupationsmuseums herunter und damit von jenem Ort aus, der die Geschichte Lettlands in den Okkupationen durch das nationalsozialistische Deutschland und die Sowjetunion reflektiert, darstellt und untersucht.

Vom Museum kann der Blick wieder zum Ausgangspunkt der Hafentmole fallen. Die neuen Orientierungen der Studierenden in Lettland standen im Westen.<sup>2</sup> Das Interesse, mit dem sich meine Studierenden auf neue Fragen und Impulse eingelassen haben, die Begeisterung für die deutsche Sprache und den Mut, sich in Europa zu Recht zu finden, behalte ich in bleibender Erinnerung. Selbst wenn nach Meinung des unbekannteren Verursachers des Graffitis Riga tatsächlich ein „stupid place“ ist, so gilt das nicht für die Studierenden und nicht für das Land und die Stadt, die ich während zweier Jahre kennen gelernt habe.

*Helge Hellberg*

---

1 Vgl.: Valdis Klisans: National and European History in Schools in Latvia, in: Joke van der Leeuw-Roord, Hg.: History for Today and Tomorrow. What Does Europe Mean for School History?, Eustory Series, Shaping European History, Vol. 2, Hamburg 2001, S. 109 – 114.

2 Vgl.: Bodo von Borries: European History Written by Various European Historians, in: Attila Pók et al., Hg.: European History. Challenge for a Common Future, Eustory Series, Shaping European History, Vol. 3, Hamburg 2002, S. 22-44.